Seind demnächsten ebenwohl der Wiedereinschickung dieser Beilag hierher gewärtig und Euch mit Gnaden zugetan.

Aus Unserm Schloß Neuhaus, 27. Octobris, Anno 1611.

An Wittwen Elisabethen zu Beuren."

Es kann angenommen werden, daß der Rechtsstreit hiermit vorläufig sein Ende gefunden hat. Zwischen den beiden Parteien ist es später zum Vergleich vom 24. Juli 1617 gekommen, wonach die Fischerei in der Alme dem Hause Büren und die desgl. in der Afte, von der steinernen Brücke an aufwärts, der Stadt Büren zugesprochen wurde. W. Peters, Büren.

Lippstädter Briefboten vor 150 Jahren.

Man schrieb das Jahr 1777. Da wurden in Lippstadt unter dem Postmeister Hofrat J. C. Kellerhaus die ersten Briefträger angestellt. Es sind also gerade 150 Jahre her, daß diese nützliche Einrichtung besteht — Grund zu einer Jubelfeier genug.

Die Arbeit der Briefträger war bald getan. Es wurden nur wenig Briefe geschrieben und empfangen. Andererseits aber zeugt die Einrichtung davon, daß ein Bedürfnis vorlag, daß Handel und Wandel in Lippstadt eine beachtenswerte Höhe erreicht hatten. Der Ueberlieferung nach sollen die Briefträger schon bald als Postillon d'amour Verwendung gefunden haben. Zwischen dem damaligen Postamte in der Koitstraße (der heutigen Poststraße) und dem bekannten Eckhause am Jakobikirchpfad hatten die vorsorglichen Nornen zarte Fäden gesponnen. Vielleicht haben die ersten Briefboten mit dazu beigetragen, daß Justizrat Roses Töchterlein die Schwiegertochter des findigen Postmeisters Kellerhaus wurde.

Aelter als die Lippstädter Briefboten, die für jeden Brief drei Pfg., für jeden Schein sechs Pfg. Bestellgeld erhielten, sind die Lippstädter Postillone. Schon im Jahre 1615 war die kaiserliche Reichspoststrecke Köln-Lippstadt-Hamburg entstanden; 1649 schuf der brandenburgische Minister Matthias auf Veranlassung des großen Kurfürsten die Linie Berlin-Halberstadt-Minden-Bielefeld-Hamm-Cleve. Lippstadt war Kreuzungspunkt dieser Linie mit der eben erwähnten Reichspostlinie und erhielt ein Hauptpostamt. Als der Bischof von Münster eine Botenpost von Münster nach Lippstadt einrichten wollte, erhob der Graf von Taxis Einspruch und richtete selbst diese Linie ein.

Weil Lippstadt damals zur Hälfte Lippe, zur anderen Hälfte Brandenburg gehörte, und die brandenburgischen Behörden der Reichspost Schwierigkeiten bereiteten, berührten deren Linien Lippstadt nicht mehr; es blieb ihm nur die brandenburgische Post, die ihren Weg von Berlin über Halberstadt-Minden-Bielefeld-Rietberg, Lippstadt-Hamm-Lünen nach Cleve nahm und seit 1662 auch Personen beförderte. Die Posten kamen von Lippstadt aus durch das Lippertor, vor dem der erste hiesige Postmeister, Hermann Ellinghaus, auf dem nachmaligen Posthamp ein Posthaus errichten ließ (1666); sie verließen die Stadt durch das Soesttor. Die Landstraßen waren in schlechtester Verfassung, besonders der „Hellinghäuser Postweg" nach Hamm. Im Jahre 1708 mußte diese alte Straße durch einen mit Weiden bepflanzten Damm befestigt werden, aber schon zwei Jahre später war sie wieder völlig zerfahren, sodaß Reisende und Postillone durch die Stöße des Wagens an den Boden geschleudert wurden. Uebrigens waren auch die Wagen danach. Es heißt darüber: „Artige Frauenzimmer können sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend im Zaunbeklettern, Elsternesterausheben und Aepfelpflücken umgesehen haben; denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige können ihn tun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stadtknechte zum Lachen zu bringen."

Wie Postdirektor Ladwig in seiner bekannten „Denkschrift" ausführt, war der Postverkehr Lippstadts vor 250 Jahren nur gering. Die Bedeutung dieses Postamtes lag in dem Pferdewechsel und später bei Einrichtung der fahrenden Posten in der Wagenstellung. Die Tätigkeit der Briefträger beschränkte sich auch keineswegs auf die örtliche Postbestellung. Im Jahre 1777 wird Lippstadt als wichtiges Grenzpostamt zwischen Preußen und Taxis erwähnt. Die Briefe aus dem Reich der Schweiz, Italien nach den westfälischen Provinzen und Ostfriesland mußten sämtlich über Lippstadt befördert werden; schon von Cassel ab mußten die Portobeträge der preußischen Postverwaltung anteilmäßig vergütet werden. Derartige Tätigkeit der Grenzpostämter erforderte vielerlei Arbeit, und daher wird es wohl gekommen sein, daß de rinnere Dienst der Briefboten den äußeren Dienst damals weit überwog. K. Lamprecht.

Im Walde.

Wandle ich durch deine Hallen
Lichter Wald im Sonnenglanze,
Frohe Lieder hör ich schallen
Aus der Wipfel grünem Kranze.
Leise raunet, rauscht der Wind,
Silberquelle murmelnd rinnt,
Blaue Blumen stehn im Moose
Und in seinem schwellenden Schoße
Will ich träumend niedersinken ...
Sonnenlichter hüpfend blinken —
Um die grauen Stämme schweben
Weiße Falter — Waldes Weben
Goldne Träume um mich spinnt ...
Dein bin ich, o Wald, dein Kind! ...

Heimatliches Schrifttum.

Jahrbuch für die Westfälische Mark. Ein Heimat-Kalender auf das Jahr 1927. Herausgegeben von Joseph Risse und Wilhelm Uhlmann-Bixterheide. Mit vielen Kunstbeilagen und zahlreichen ganz- und halbseitigen Bildern nach Original-Gemälden, -Bildwerken, -Holzschnitten und -Zeichnungen. Verlag: W. Crüwell, Großdruckerei und Verlagsanstalt, Dortmund.

Zum dritten Male schon erscheint dies hochwertige Heimat- und Kalenderwerk der beiden Herausgeber, das auch diesmal wieder infolge seines gediegenen und vielseitigen Inhalts wie seiner vorzüglichen künstlerischen Ausstattung die Anerkennung und den Beifall aller Landsleute der Westfälischen Mark finden wird. Darüber hinaus darf es mit vollstem Recht Anspruch erheben auf die besondere Beachtung aller derer, die an der geistig-literarischen, der volkskundlichen und der künstlerischen Ausdrucksform Westfalens irgendeinen Anteil nehmen. Es ist schwer, aus den Aufsätzen und Abhandlungen zur Geschichte, zur Naturgeschichte, zur Volkskunde, zur Kunst oder zur Wirtschaft, aus den Erzählungen, aus den Gedichten etwas Bestimmtes als besonders beachtenswert herauszugreifen, seien es „Die alten Fastnachtsbräuche in der Soester Börde", seien es „Wege, Verkehr und Reisen an der Enneper Straße", sei es die „Geschichte der Juden in der Grafschaft Mark", sei es „Spiel und Sport im Industriegebiet" oder „Der westfälische Luftverkehr". Diese und die vielen andern Darstellungen sind von sachkundiger Seite klar und fesselnd behandelt. Ausgezeichnete ernste und heitere Erzählung, zum Teil plattdeutsch, geben mit den wenigen, aber erlesenen guten Gedichten einen trefflichen Einblick in das gegenwärtige dichterische Schaffen der hier wohnenden oder beheimateten Dichter und Poeten der Westfälischen Mark. Das bildende Künstlertum der Mark spricht in seiner ganzen vielseitigen Lebendigkeit aus den 13 Wiedergaben plastischer oder malerischer Kunstwerke wie aus den 33 Holzschnitten, Zeichnungen usw. eine ebenso schöne wie kräftig-vielseitige Formensprache. Selbstverständlich fehlen dem Jahrbuch die dazugehörigen praktischen Kalendernotwendigkeiten und Gaben auch nicht. — Der Preis ist angesichts des Gebotenen erstaunlich billig und war nur bei großer Opferwilligkeit des Verlages möglich. Preis 1,50 Mark.



Nr. 1. Januar 1927. 8. Jahrgang.

Altwestfälische Malerei.

Von Dr. Wolfgang van der Briele.

Mittelalterliche Kunst erscheint vielen Kreisen als ein Interessengebiet, das man getrost und gern den Spezialforschern überlassen soll. Gestehen wir es doch ruhig: Ohne rechte innere Anteilnahme bewundert man oft in Museen und Kirchen die ehrwürdigen Schätze und läßt es damit genug sein, daß man hört, wieviel hundert Jahre alt dieses oder jenes Kunstwerk ist. Ja, selbst einzelnen Geistlichen fehlt das Verständnis für die Bilder und Skulpturen, in deren Angesicht sie den Gottesdienst vollziehen. Dabei strahlen die Meisterwerke des Mittelalters eine solche Fülle von Schönheit aus, erwachen, wenn man in ihren Zügen zu lesen weiß, zu so lebendiger Wirkung und erzählen soviel von der Geschichte und dem Geist vergangener Jahrhunderte, daß man es nur bedauern kann, wenn ihre Kenntnis auf den kleinen Kreis der Fachgelehrten und Antiquitätenkenner beschränkt bleiben sollte.

Es ist freilich nicht immer leicht, sich in die mittelalterliche Welt einzufühlen und mit den Augen zu sehen, mit denen diese Werke betrachtet werden wollen. Hat man aber erst einmal den Weg an Hand eines Kenners oder eines leicht einführenden Buches gefunden dann fällt es nicht schwer, sich selbst weiter zu orientieren. Mit dem Verständnis wächst der Genuß, und bald erkennt man, was die unvergängliche Schönheit der alten Meister ausmacht. Die Bedingungen ihres Schaffens zu verstehen, ihre hohe Kunst zu erfassen, ist nicht nur Aufgabe des Gelehrten, sondern bringt auch jedem Laien künstlerischen Gewinn an Geschmack und Lebenskultur.

Es ist wohl der rechte Weg, wenn man zu solchem Beginnen sich zuerst in der Heimat umsieht und Ausschau hält nach den Werken die auf dem Boden entstanden sind, in dem man wurzelt. Denn unzählig feine Fäden verbinden uns mit der Wesensart der Vorfahren, und unvermerkt klingen häufig verwandte Empfindungen an, die der Stammesart eigen sind, und die sich durch die Jahrhunderte erhalten haben. Bei Ausflügen, Wanderungen und Besichtigungen ist dann auch mühelos Gelegenheit, die Schätze im Original zu sehen, womöglich am alten Platze in alter Umgebung, statt auf kleine Abbildungen angewiesen zu sein, die nur einen unvollkommenen Eindruck vermitteln. Immerhin wird man auch der Reproduktionen nicht entbehren können, bieten sie doch ein bequemes Hilfsmittel für das Gedächtnis, wenn man daheim die mannigfachen Eindrücke eines Museumsgangs oder eines Kirchenbesuchs sammeln und ordnen will, und wenn man entdeckt, wie die untrügliche Linse auf dem Lichtbild Einzelheiten festgehalten hat, die uns entgangen waren. Die schwarzen Abbildungen aber bekommen dann in der Erinnerung Farbe und Glanz und helfen, die Freude an echter Kunst in uns zu stärken und zu vertiefen.

Dazu wollen auch diese Zeilen beitragen und einen bescheidenen Hinweis geben auf die heimatlichen Schätze Westfalens, insbesondere auf die schönen Gemälde aus gotischer Zeit, die noch heute vielfach ihren Standort in den Kirchen bewahrt haben oder im Landesmuseum zu Münster leicht erreichbar zu schauen sind.

Der altwestfälischen Malerei, der im allgemeinen nur ein bescheidener Platz in der deutschen Kunstgeschichte gebührt, ist es vergönnt gewesen, zweimal sich zu überragender, unvergeßlicher Geltung aufzuschwingen. Einmal in romanischer Zeit, im 12. und 13. Jahrhundert, als die Kirchen in Soest, im Sauerland und in der Umgebung von Dortmund mit riesigen Wandmalereien geschmückt wurden, die noch jetzt — unter der Tünche wieder hervorgeholt oder farbig erneuert — auf den ehrfürchtigen Beschauer einen tiefen Eindruck in ihrer erhabenen Würde hinterlassen. Das andere Mal in spätgotischer Zeit, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als von einer genialen Künstlerpersönlichkeit unvergängliche Meisterwerke geschaffen wurden, die weithin strahlend das Kunstleben des ganzen niederdeutschen Gebiets bis hinauf zu den Ostseeländern befruchten. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn aus jener Zeit schon der Künstlername überliefert ist; und es spricht von der Bedeutung des Malers, dessen Größe schon der Mitwelt offenbar wurde, wenn der riesige Flügelaltar von seiner Hand in der Pfarrkirche zu Niederwildungen (im Waldeckschen) auf dem Rahmen uns den Namen „Konrad von Soest" verrät. Auf sein Wirken, seine Werkstatt und seine weitreichende Einflußnahme gründet sich der höchste Ruhm der altwestfälischen Malerei.

Unvermutet und wie aus tiefem Dunkel geht der leuchtende Stern Meister Konrads über Westfalen auf. Denn das vorangehende 14. Jahrhundert hat uns nur merkwürdige dürftige Reste von Malerei hinterlassen. Bis in die 70er Jahre sind es Tafeln, auf denen die Figuren noch recht statuenhaft und flächig, wenn auch in schönem gotischem Linienschwung, gemalt sind. Und nur ein stark beschädigtes Gemälde aus dem letzten Viertel des Jahrhunderts, erst kürzlich in Wehrden (Kr. Höxter) aufgefunden, läßt ahnen, daß auch kurz vor Konrads Auftreten schon bedeutende Tafelmaler in Westfalen gewirkt haben. Trotzdem trennt noch ein unerhörter Fortschritt zu freiheitlicher Gestaltung Konrads Werke von allen früheren Denkmälern. Der bilderreiche Wildunger Altar versetzt uns in eine Welt voll leb-

hafter Handlung, natürlicher Menschen und genrehaft irdischer Züge. Freilich leuchtet uns noch aus vielen Flächen der Goldgrund entgegen, doch ist er auf den Himmelsraum beschränkt worden. Bräunlich und dunkelgrün bilden Hügel und Baumgruppen schon einen landschaftlichen Hintergrund. Kein weltenferner, erhabener Vorgang spielt sich ab, sondern ein recht irdisch bewegtes Schauspiel. Gleichwohl ist die Stimmung des Bildes mit Ruhe und Großartigkeit durchtränkt, wozu namentlich die Komposition des Bildaufbaus beiträgt. Die anmutigen Frauenfiguren des Meisters kann man nach dem Bilde der hl. Odilia, das aus dem Soester Walpurgiskloster stammt, und sich im Landesmuseum befindet, gut beurteilen. Auf blumigem Grunde steht die liebliche Gestalt vor goldenem Hintergrund und blickt andachtsvoll lesend nieder. Der geöffnete gelbgrüne Mantel läßt ein helles, mit wundervollen Ziermustern durchwirktes Gewand sehen. Die mädchenhafte Heilige verkörpert in glücklicher Gestaltung das zarte Frauenideal der Zeit, das in der Darstellung der Mutter Gottes die schönste Verklärung gefunden hat.

Ihrer Verherrlichung gilt auch Konrads vollendetstes Werk: der Dortmunder Marienaltar (z. Zt. in Köln in Restauration). Leider haben sich seine drei Tafeln im 17. Jahrhundert eine starke Beschneidung an den Seiten gefallen lassen müssen, jedoch rufen sie auch in ihrer heutigen Gestalt einen unauslöschlichen Eindruck hervor. Die Szene der Anbetung der hl. drei Könige, zeigt besonders alle Vorzüge von Konrads Kunst. Die zwanglose Verbundenheit der Gruppe ist einzigartig, jede Persönlichkeit ist durch Bewegung, Wendung oder Blick zum Mittelpunkt, zur Madonna, in Beziehung gesetzt, und jede kann sich dabei frei entfalten. Eine unglaublich kühne Linienführung, die zart und weich den Körper des lieblichen Kindes durchläuft, wird durch die sanftgestützte Hand des greisen Königs und die Mantelbordüren fortgeführt und verläuft in schwungvoller Schönheit bis in die Spitze des schlanken Schnabelschuhs, wo sie keck das helle Mantelfutter und die rosa Architektur in blendender Weise überschneidet. Die ausdrucksvollen andächtigen Portraitköpfe mildern den weltlichen Klang der prächtigen und reichgezierten Kostüme. Eine vollendete Grazie, ein verfeinertes Farbenempfinden und eine modische Vornehmheit machen erstaunen. Wir ahnen, daß diese Werke kein ursprünglich roh gewachsenes Talent eines bäuerlichen Sohnes der roten Erde zu schaffen vermochte, daß hier ein Meister am Bilden war, der fremde Länder und hohe Kultur gesehen hat.

Wurkolf und Blaukine.*)

Von F. Kesting.

Es war ein wundervoller Frühlingstag, ein Tag wie gemacht zum Freuen und Jubilieren. Goldgelb floß das Sonnenlicht über die roten Ziegel des Bauernhofes, auf dem nachweislich nun schon drei Jahrhunderte das Geschlecht der Mühlenschulten saß. Auf dem niedrigen Hügel neben der Scheune stand eine alte Windmühle, die wie alle Windmühlen mit vier Armen ihr Fähnchen nach dem Winde drehte; und nach dem Fähnchen drehte dann der Mühlenbauer auch die Haube seiner Mühle.

Er hatte außer seiner vierarmigen Windmühle aber noch eine zweiarmige, und das war Frau Mühlenschulte. Deren Fähnchen war jedoch derart unbeständig, daß es sich nach keinem Winde richtete. Der Müller hatte es nicht an Versuchen fehlen lassen, die Wetterfahne seiner Frau und damit ihre Haube nach *seinem* Winde zu drehen, aber er hatte kein Glück damit gehabt, und Frau Mühlenschulte geb. Nippetid blieb, wie sie war. Manchmal stand ihr Fähnchen auf Sturm, wenn der Müller wegen Windstille nicht mahlen konnte, und manchmal war bei ihr Windstille, wenn auch das Fähnchen der Mühle sich zum Wetterloche drehte.

Der Müller hatte denn auch in der geheimsten Kammer seines Herzens allerlei Kosenamen für sie. Wenn es ganz schlimm kam, nannte er sie „Gaffelzange", „Reibeisen" oder „Satansbraten", sonst begnügte er sich, sie „Querschläger", „Knutterpott" oder „unwies Dier" zu nennen, aber nur ganz leise und innerlich, sonst hätte er etwas zu hören bekommen.

Bei dem lustigen Frühlingswinde liefen die Windmühlenflügel in einem Tempo, das dem Mühlenschulten gerade recht war: Nicht zu rasch und nicht zu faul. Auch sonst war er mit dem Tage sehr zufrieden. Der Bauer vom Steinhof hatte einen ganzen Wagen Gerste zum Schroten geschickt und der vom Sellhof vier Sack Weizen zum Beuteln. Als nun der Mühlenschulte in der Türe stand und ins Wetter sah, was er regelmäßig tat, wenn er gründlich gemultert*) hatte, huschte auch um seine eckigen Backenknochen, um den glattrasierten Mund und die listigen Aeuglein ein Frühlingslächeln, was nicht allzuoft vorkam; denn seine Alte machte ihm oft den lichten Tag düster.

Auch die beiden riesigen Pappeln, die hinter der Scheune standen, lachten dem Frühling entgegen und tauchten ihre roten Trotteldöckchen so behaglich in das goldige Sonnenbad, daß sie im knalligsten Rot funkelten, wenn sie wieder aus dem Bade stiegen.

So machten es auch die dunklen Kiefern mit ihren neuen Trieben, nur daß sie diese nicht in das Goldbad tauchten, sondern sie in brünstigem Verlangen zur Sonne reckten.

In den Birken turnte eine Meise, einmal kopfheister den Stamm hinab, dann wieder kopfoben am Astwerk entlang und sang dabei:

„Ninive, Ninive,
Wenn ich die Sonne seh',
Pfeif' ich auf jedes Weh!
Drüben im Apfelbaum
Fand ich den schönsten Raum
Zu einem Frühlingstraum.
Träume, Frau Meise, du,
Höre, ich sing' dazu
Heidelidiu!"

Dazu ruckste hinten in den Kiefern ein Täuber, der Specht lachte, als hätte er das große Los gewonnen, und der Buchfink schmetterte seinen Uebermut in jeder Minute vom Birnbaum in den Garten. Selbst den Windmühlenflügeln schien es Spaß zu machen, im Sonnenschein herumzufuchteln.

Kein Wunder, daß der Mühlenschulte mit sich und der Welt zufrieden war. Die Mühle mahlte für ihn, die Sonne wärmte ihn, und das Pfeifchen schmeckte ihm. Deshalb träumte er auch einen kurzen, ungetrübten Frühlingstraum, bis eine schrille Stimme ihn aus allen Träumen in die rauhe Wirklichkeit versetzte. Und diese Stimme gehörte der „Schültschen" und hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Knarren der Wetterfahne oder dem Kreischen der ungeschmierten Windmühlenflügel.

Frau Mühlenschulte stand in der Haustüre, hielt ihre rechte Hand schattend über die Augen, weil ihr die Sonne lachend ins Gesicht sprang. Auch auf die ehemals weiße Nachtmütze der schönen Müllerin und auf ihren rotkarrierten Unterrock, durch dessen Schlitz verräterisch und indiskret etwas Weißes blitzte, tippte die Sonne mit ihrem Goldfinger. Frau Schulte kam nämlich meistens nicht vor 11 Uhr nicht dazu, Morgentoilette zu machen, und jetzt zeigte die Uhr erst 9. Ehe sie sich mit einem bei ihrer Korpulenz achtungabnötigenden Ruck wieder ins Haus begab, rief sie dem Müller, was nebenbeigesagt ihr Mann war, noch zu: „Joseph, paßt du mich auch auf die Kükens?"

„Jo, jo, ick passe all upp!", entgegnete der Vielgeplagte und verschwand in der Mühle, weil er längst gemerkt hatte, daß die Wetterfahne seiner Frau trotz des herrlichsten Frühlingswetters noch immer auf Regen stand.

Und soll eine Frau auch nicht wütend werden, wenn sie eigenläufig sich zum Lehrerhause des Nachbarortes begeben hat, um dort für ein geradezu unchristliches Geld von der Haushälterin des alten Herrn 16 Bruteier echter, schwarzer Rheinländer zu erstehen, von denen aber wegen minderwertiger Begabung des in Frage kommenden Hahnes nur 12 Eier befruchtet waren, und wenn von den aus den befruchteten Eiern glücklich erstandenen 12 niedlichen Küken eines nach dem andern verschwindet; nicht etwa in der Nacht, wo Ratten und Ueike ihr mordsüchtiges Wesen treiben, sondern am hellen Tage, im Angesichte der Mühle. Es war zum Todärgern.

Ehe der Müller sich wieder zu seinem Schrotgange begeben mußte, hatte er noch einmal die seiner Obhut anvertrauten sechs überlebenden Rheinländer gezählt; als er aber nach zehn Minuten zurückkehrte, waren es nur noch fünf. In den Kiefern

*) Wir wollen die Gelegenheit nicht versäumen und unseren Lesern die lustigen Tiergeschichten „Drückdick und Stümpken" in empfehlende Erinnerung zu bringen. Kein Heimatfreund dürfte es versäumen, sie für seinen Bücherschatz zu erwerben.

Die Schriftleitung.

*) multern = den Lohn für das Mahlen in Korn einnehmen.

so richtig er sonst den Zusammenhang mit den Herren von Ardey erkannt hat.

1120 gehörte also die Burg auf dem Rümberge dem Grafen Friedrich von Arnsberg. Bekanntlich erlosch mit ihm schon 1124 die männliche Linie seines Stammes, nur Töchter beerbten ihn. Eine von ihnen, namens Sophie, wohl die älteste, heiratete den holländischen Grafen oder Edelherren Gottfried von Cuyk. Man könnte daher geneigt sein, in dem Rüdenberger Geschlechte Nachkommen eines Bruders des Grafen Friedrich zu sehen; denn irgendwie muß doch wohl Burg Rüdenberg auf dem Wege der Erbschaft an ihre späteren Inhaber gelangt sein. Aber die uns bekannt gewordenen Brüder scheinen keine Erben hinterlassen zu haben.

Doch vielleicht bietet sich eine andere Möglichkeit zur Lösung unserer Frage. Der erste uns bekannt gewordene Herr von Rüdenberg ist der 1132 in einer Urkunde erwähnte Hermann, in dem man also keinen Bruder oder Neffen des Grafen Friedrich wird sehen wollen. Der nächste Rüdenberger heißt Konrad, und dessen Sohn wieder Hermann, so daß man, der mittelalterlichen Sitte entsprechend, den Enkel nach dem Großvater zu nennen, auch diesen Hermann für den Enkel eines Hermann halten möchte. Demnach wäre der 1132 zuerst vorkommende Hermann der Vater Konrads gewesen. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, weil auch der zweite Hermann wieder einen Sohn Konrad hatte. Auf einen Hermann folgt also zweimal je ein Konrad.

Daß der erste Hermann von Rüdenberg Konrads Vater war, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, falls es gelingen sollte, diesen Hermann mit einem anderen zu identifizieren, der sich bis etwa 1160 nachweisen läßt.

Gehörte die Burg Rüdenberg 1120 noch dem Grafen Friedrich, so muß sie also zwischen 1120 oder 1124, dem Todesjahre Friedrichs, und 1132 an diesen Hermann gelangt sein, der sich 1132 nach seinem Besitz von Rüdenberg nennt. Es fragt sich, ob verwandtschaftliche Beziehungen zum Hause Arnsberg seitens dieses Hermann nachzuweisen sind. So unmittelbar gewiß nicht.

Nun hatte aber der (nach 1124) eingeheiratete Graf Gottfried von Arnsberg einen Bruder namens Hermann, der mehrfach mit ihm in Urkunden, und zwar, was zeitlich wohl entsprechend ist, von 1131 bis 1157 aufgeführt wird. Der neue Graf Gottfried heißt in den Urkunden (gerade wie sein Bruder Hermann) noch mehrfach von Cuyk, doch wird Hermann ebenso als Bruder Gottfrieds bezeichnet, wo dieser von Arnsberg genannt wird, so daß man annehmen möchte, Hermann hatte auch in der Nähe des Bruders seinen Wohnsitz, und das dürfte eben Rüdenberg, der Rümberg bei Arnsberg gewesen sein. Die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme ist um so größer, als es sich bei dem Fehlen sonstiger Agnaten des Grafen Friedrich bei dem vermutlichen Stammvater der Herren von Rüdenberg doch um einen Verwandten des Hauses Arnsberg handeln würde, dem dies nachweislich arnsbergische Besitztum ganz oder teilweise (noch 1217 hatte Graf Gottfried von Arnsberg Rechte an Rüdenberg) übertragen wurde. Indem wir eine ausführliche Behandlung der ganzen Frage zurückstellen, mag jetzt schon darauf hingewiesen werden, daß unsere Annahme, falls sie zutrifft, zeigen würde, daß auch das Geschlecht von Rüdenberg ein eingewandertes war. Von dem *niederländischen Hause Cuyk* würden demnach abstammen die Grafen von Arnsberg *und* die Herren von Rüdenberg, auf die wieder die Grafen von Rietberg, ferner die Burggrafen von Stromberg und die Herren von Ardey ihren Ursprung zurückführen.

Kulturgeschichtliche Bilder

aus der vormaligen Herrschaft Büren.

Die Herrschaft Büren bestand 1802 aus der Stadt Büren und den Dorfschaften Steinhausen, Eickhoff, Weine, Siddinghausen, Barthausen, Harth, Weiberg, Hegensdorf und Keddinghausen, sowie aus den Gütern Ringelstein und Volbrexen und dem Nonnenkloster Holthausen. Die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, überhaupt die weltliche Herrschaft in diesem Gebiete war vom 12. Jahrhundert bis 1374 im alleinigen Besitze der Edelherren von Büren. Im Jahre 1374 verkaufte die Linie von Büren-Wewelsburg ihren Anteil, bestehend aus der Hälfte der Stadt Büren und der Hälfte von Hegensdorf an den Fürstbischof von Paderborn. Seitdem war auch dieser an der Herrschaft beteiligt. Als im Jahre 1661 der frühere Reichskammergerichts-Präsident und nachherige Jesuit Moritz von Büren als der letzte seines Stammes gestorben war, fiel dessen Herrschaft dem Jesuiten-Orden zu. Nach Aufhebung dieses Ordens im Jahre 1773 wurde dann der Fürstbischof von Paderborn Besitzer der ganzen Herrschaft, bis diese im Jahre 1802 mit dem Fürstentum Paderborn an Preußen fiel. (Vergl. Westf. Zeitschrift, Band 43.)

In den nachstehenden mitgeteilten beiden Urkunden aus dem Stadtarchiv in Büren wird ein Rechtsstreit geschildert, der sich im Jahre 1611 zwischen der Stadt und der Herrschaft Büren abgespielt hat. Dieser Streit war dadurch entstanden, daß die von der Herrschaft ausgeübte Fischerei in der Alme unterhalb der Stadt durch die Bürger der Stadt B. gewaltsam verhindert worden war, weil diese sich in ihren Rechten geschädigt glaubten. Darauf wurde seitens der Ww. Elisabeth von Büren, Mutter des nachherigen Jesuiten Moritz von B., die Verkehrsperre gegen die Stadt durch folgende Verordnung eingeführt:

1. „Demnach seit Absterben weiland des Wohlgeboren und Edlen Herrn Joachims, Edlen Herrn zu Beuren, Christseliger Gedächtniß, an dero Gnaden hinterlassener Frau Wittiben in Vormundschaft unserer jungen Herrschaft, Bürgermeister, Rat und Gemeind der Stadt Beuren sich nicht allein vor und nach in viele unziemliche wege ganz widerspänniger und beinahe aufrührischer Weise vergriffen, sondern auch verwichenen Montag den 4. huius als Ihre Wohledlen dero Gesinde auf ihr eigenes Hegewasser nacher der Mucht zu fischen geschickt, mit gewehrter Hand, an die 50 Mann start, hinausgefallen und denselben zwen Hamen (Fischnetze) tätlich abgenommen, welche sie noch bis heute bei sich behalten und nicht wieder zurückgeben wollen.

Ihrer Wohledlen aber in Vormundschaft wie obtehet, keineswegs gebühret, solches ohngeahndet passieren zu lassen, als sollen im Namen und von wegen derselben alle Einwohner in den Dörfern der ganzen Herrschaft verwarnet sein, alle und jede Schulden an die Bürger und Einwohner zu Beuren bei sich zu behalten und Niemanden auszufolgen; ferner aller Handelsgeschäfte und Handtierungen sich mit gedachten Bürgern und Inwohnern zu entschlagen, auch denselben nichts zu- oder abzufahren, es sei Holz, Korn oder was es wolle; auch nichts zu säen, zu pflügen oder einzuernten, es geschehe dann mit wohlgenannter Edelfrauen und Wittwen zu Beuren Vorwissen, Willen und ausdrücklicher Erlaubnuß, so lieb einem Jeden ist, deren höchste Ungunst und die angedrohte Strafe zu vermeiden und sich vor Schaden zu hüten. Urkundlich Ihrer Wohledlen untergesetzten Handzeichens.

Beuren, den 9. Juli Anno 1611.

gez. Elisabet, geboren vom Loe, Edle Frau u. Wittwe zu Beuren."

Auf die gegen diese Verordnung beim Fürstbischof in Paderborn erhobene Beschwerde der Stadt ist der nachstehende landesherrliche Befehl zur Aufhebung der Verkehrssperre ergangen:

2. „Von Gottes Gnaden Dietherich, Bischof des Stifts Paderborn pp.

Unsern gnädigen Gruß, Edel- und Tugendsame, Liebe Besonderinne. Beigefügt habt Ihr zu vernehmen, was die Ehrsamen, unsere Untertanen, liebe, getreuen Bürgermeister und Rat unserer Stadt Beuren über Euch in Unterthänigkeit suppliciren, suchen und bitten.

Dieweil Euch nun nicht geziemen noch gebühren will, geklagtermaßen die freie gemeine Commertia und Handtierung unserer Unterbanen einer Mißverständnuß halber zu verbieten, zu hemmen und zu versperren, sondern vielmehr, da Euch und den Eurigen mit Unfug und Unrecht begegnet, Uns, Euren ordentlichen vorgesetzten Landesfürsten um Einsehen anzurufen.

Als tun Wir mit gnädigem Ernst befehlen und gesinnen, daß Ihr, bei Unser Straf und Ungnad, das eingeklagte, nicht geziemende Gebot und Verbot abschaffet; was man dieserhalb oder sonsten mit unserer Stadt oder Jemanden anders zu rechtfertigen und auszustehen, Unsers, als des Landesfürsten und Obrigkeit gnädigen Einsehens und Verhelfens pflegen und abzuwarten, auch daran Euch sättigen und begnügen lassen.

Die Herren von Rüdenberg.

Von Dr. Otto Schmeltzer-Dortmund.

nahme einer Burg Rüdenberg an der Stelle des 1200 gefchaffenen Stiftchen mehr als zweifelhaft.

Aber aber der bei Arnsberg gelegene Rümberg (Rüdenberg) nicht auch als Rüdenberg bezeichnet wurde? Diese Frage ist

lchte ein Später: „Nächtig — Nächt", und in der Türe des Hauses kam abermals Frau Müllerlaune und rief: „Joseph, paßt du mich auch auf die Kükens?"

Eine fürstliche Abfindungsannahme

Die Herren von Rüdenberg.

Von Dr. Otto Schnettler-Dortmund.

Nicht weit vom Arnsberger Schloßberg, seiner Westseite gerade gegenüber, liegt die sogenannte „alte Burg", der Römberg oder Römberg. Trotzig und steil steigt er wohl 100 Meter über der Talsohle auf. Nur spärliche Trümmer sind heute von der den Berg einst krönenden Burg vorhanden. Schon Jahrhunderte früher als das Arnsberger Schloß ging die Burg Rümberg, in älterer Form auch Rüdenberg, Rudenberg geheißen, zugrunde, was ihr wohl den Namen „alte Burg" eintrug. Der Römberg aber war einst der Sitz der Edelherren von Rüdenberg, was jüngst Professor Carl Féaux de Lacroix in seiner recht lesenswerten kleinen Schrift „die alte Burg bei Arnsberg", Verlag Schöningh, Paderborn, 1925, S. 10. f., noch besonders begründet hat.

Allerdings hatten nach der herrschenden Meinung die Rüdenberger hier nicht ihren ursprünglichen Wohnsitz. Vielmehr gilt Rüthen oder genauer das heutige Altenrüthen allgemein als Ursprung und Heimat der Herren von Rüdenberg, eine Ansicht, die, vor allem von Kindlinger und Seibertz vertreten, vielleicht auf Kleinsorgen, den Verfasser einer westfälischen Kirchengeschichte, zurückgeht. Wohl haben Kindlinger und Seibertz kaum irgendwo Widerspruch erfahren. Dennoch erscheint diese Auffassung bei näherem Zusehen nicht hinreichend begründet. Was hierfür von allem von Seibertz angeführt wird, kann heute nicht mehr als stichhaltig bezeichnet werden. Folgende Gründe sind es in der Hauptsache, die für die Herkunft der Herren von Rüdenberg aus Rüthen geltend gemacht zu werden pflegen.

Zunächst die teilweise Uebereinstimmung von Ruden (=Rüthen) und Rudenberg (so lauten meistens die älteren Formen), ferner die Existenz einer angeblichen Burg in Rüthen, die schon vor dem Jahre 1200, dem Zeitpunkte der Errichtung der Feste oder Stadt Rüthen, vorhanden gewesen sei. Ein dritter Grund endlich, der einige Beweiskraft enthalten zu scheint, ist die 1202 vom Erzbischof Adolf von Köln den Herren von Rübenberg (und Stromberg) gewährte Entschädigung für den Verlust, den sie durch Erbauung der erzbischöflichen Feste (oppidum) Rüthen an ihren Einkünften aus dem Dorf Rüthen (Altenrüthen) erlitten haben. Aber auch diese Begründung will nicht viel besagen. Denn eine Entschädigung für Verluste in Altenrüthen setzt doch höchstens dort einstigen Besitz voraus, nicht aber in der neugegründeten „Stadt" Rüthen. Wenn aber Ruden d. i. Rüthen dennoch der Wohnsitz der Edelherren von Rüdenberg gewesen wäre, und das Geschlecht sich danach genannt hätte, so erscheint es doch höchst auffällig, höchst sonderbar, daß Personen, die in Rüthen wohnen, niemals von Rüdenberg, sondern immer nur von Ruden, Rüthen und ähnlich heißen (so 1230 der Burgmann in Rudhen namens Helmich, 1303 Hermann von Drevere, Pfarrer von der Burg „Ruden"), daß andererseits aber unsere Edelherren stets von Rudenberg, Rüdenberg, Rodenberg bezeichnet werden. Ein Umstand, der wohl gelegentlich zu einer Verwechselung mit dem bekannten Geschlechte von Rodenberg (Romberg) führen kann, während eine solche Möglichkeit bei den nach Rüthen benannten Geschlechtern an und für sich schon ausgeschlossen ist. Es dürfte sich daraus doch wohl ergeben, daß mit Rüthen und Rüdenberg zwei von einander verschiedene Wohnplätze gemeint sind.

Aber auch das ist eine nicht mehr haltbare Vermutung der älteren Forscher, Rüthen habe schon vor 1200, also bevor dort der Erzbischof den Grund zur heutigen Stadt Rüthen legte, eine Burg, eben die Burg Rüdenberg besessen. Da wir Rüthen und Rüdenberg nicht mehr gleichsetzen dürfen (das war ja die Voraussetzung für jene Vermutung), kann diese ältere Burg Rüdenberg auch nicht mehr in Rüthen gesucht werden. Sie müßte ja sonst an der Stelle gelegen haben, wo der Erzbischof im Jahre 1200 die Stadt begründete, also nicht im heutigen Altenrüthen. Hätte der Berg, auf dem der Erzbischof damals seine neue Feste schuf, wirklich Rüdenberg geheißen, so würde dieser gewiß seinen alten Namen behalten haben und nicht neuerdings Rüthen genannt worden sein. Nach der 1226 bei Hattingen zerstörten Isenburg wurde eine etwa 1240 unweit Essen erbaute Burg benannt. 1246/49 ließ der Erzbischof von Köln die alte Burg Hochstaden niederreißen und eine neue nicht weit davon errichten, die aber den alten Namen wiedererhielt. Auch unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Annahme einer Burg Rüdenberg an der Stelle des 1200 geschaffenen Rüthen mehr als zweifelhaft.

War aber der bei Arnsberg gelegene Rümberg (Rüdenberg) einst Sitz des Geschlechtes von Rüdenberg, so werden wir hier auch die Burg zu suchen haben, von der das bekannte Geschlecht seinen Namen trug. Daß es sich also hier um einen von Rüthen abgetrennten Zweig der Familie handele, dürfte nicht mehr richtig sein; als deren Ursprung und Heimat hat Rüthen nicht mehr zu gelten.

Der Einwand liegt nahe, daß das auch eigentlich in dieser Form garnicht oder wenigstens nicht allgemein behauptet worden sei. Vielmehr habe man von jeher als Stammgut der Rüdenberger den Oberhof Mark bei Hamm betrachtet. Wie eigentlich dieser Hof Mark dazu kommt, als Stammgut der Rüdenberger Herren zu gelten, ist mir nie recht begreiflich gewesen. Vielleicht weil sich bei Rüthen ein solches nicht ermitteln ließ, glaubte man es hier suchen zu dürfen. Vielleicht hat aber auch die Tatsache, daß dieser Hof eine wichtige Rolle in der Geschichte der Grafschaft Mark spielt, zu einer Ueberschätzung verleitet. Wir lernen ihn Ende des 12. Jahrhunderts als Allod, d. i. Eigentum eines Rabodo kennen. Dieser Rabodo, genannt von Mark, gilt aber m. E. mit Unrecht als ein Sohn des Hauses Rüdenberg, und damit dürfte sich ergeben, daß der Hof Mark weder das Stammgut noch überhaupt Rüdenberger Besitztum gewesen ist.

Zwei Gründe sind es, die zu dieser Auffassung zwingen. Denn erstens lassen sich in jener Zeit im Umkreise etwa von Lippstadt, Hamm, Unna, Arnsberg mehrere Herren nachweisen mit dem Namen Rabodo; es sind: Rabodo von Störmede, Rabodo von Mark, Rabodo von Rüdenberg und Rabodo von Henninghausen. (Ferner könnte man noch Rabodo von Dalewic-Dellwig (?) in Betracht kommen.) Es gibt keinen Grund, der uns hinderte, den Rabodo von Mark außer mit Rüdenberg auch mit einem der andern Träger dieses Namens (Rabodo) gleichzusetzen, mit Ausnahme allerdings des Rabodo von Henninghausen, der 1170 bereits tot war. Glaubte man doch hauptsächlich wegen der gleichen Vornamen Rabodo von Mark und Rabodo von Rüdenberg identifizierten zu dürfen.

Ist somit die Gleichsetzung dieser beiden Personen ohne weiteres nicht gerechtfertigt, so zeigt eine Urkunde von 1169 — und das ist der zweite Grund für unsere Auffassung, — daß es geradezu unmöglich ist, beide Rabodo zu identifizieren. Denn in dieser Urkunde erscheint neben Rabodo von Rüdenberg auch Rabodo von Mark, also zwei von einander verschiedene Personen (Knipping Regest. II, n. 935).

Wie weit jedoch eine Verwandtschaft zwischen den genannten Trägern des Namens Rabodo bestanden haben mag, ist eine andere Frage, die hier beiseite gelassen werden kann. Es muß uns die Feststellung genügen, daß in Rabodo von Mark und Rabodo von Rüdenberg unmöglich eine Person gesehen werden kann, mithin Rabodo von Mark kein Herr von Rüdenberg und daher auch der Oberhof Mark kein Rüdenberger Stammgut gewesen ist. Wichtiger ist und bleibt aber für die Geschichte der Herren von Rüdenberg die Burg Rüdenberg, der Römberg bei Arnsberg. Denn nur hier können ja die danach genannten Herren ursprünglich auch ihren Wohnsitz gehabt haben.

Ueber „Rudenberg" besitzen wir nun eine bisher von niemand in diesem Zusammenhang berücksichtigte Nachricht, die wohl zugleich geeignet erscheint, manches über die Schicksale der Burg aufzuhellen. Wir verdanken sie der auch sonst gut über Westfalen unterrichteten Kölner Königschronik. Dort heißt es zum Jahre 1120: Einige von den Feinden des Grafen Friedrich von Arnsberg erobern seine Burg Rudenberg durch einen Hinterhalt. Also diese Feste Rudenberg, worin nach unseren Darlegungen nur der Rumberg zu sehen ist, war 1120 arnsbergisches Besitztum! Wohlgemerkt sind damals auch noch keine Herren von Rüdenberg bekannt! Mit Recht hat Seibertz darauf hingewiesen, daß aller Rüdenberger Besitz nahe bei Arnsberg lag, daß er in der Hauptsache auch wohl aus den im Hause Arnsberg üblichen Erbteilungen hervorgegangen sei. Aber wie ihm die Stelle der Kölner Königschronik unbekannt geblieben ist, so hat er andererseits auch der naheliegenden Frage nach einer etwaigen Verwandtschaft der Herren von Rüdenberg mit Arnsberg keine Beachtung geschenkt,

schrie ein Häher: „Rätsch — Aetsch!", und in der Türe des Hauses stand abermals Frau Mühlenschulte und rief: „Joseph, paßt du mich auch auf die Kükens?"

Heimliche, graue Sorge erfüllte das Herz des Gefragten, aber er hoffte immer noch, daß das halbe Dutzend Rheinländer wieder voll werde, weil sich ja manchmal ein Küken nur für kurze Zeit auf Abwege begibt. Darum sagte er abermals: „Jo, jo, ick passe all upp!", und der Häher in den Kiefern lachte dazu ein schadenfrohes „Hi, hi, hi, hi!".

Und wer das tat, war Murkolf, der eben mit größtem Appetit das siebte Sorgenkind der „Mühlenschültschen" verzehrte. Drei von den sieben hatte sich in unbewachten Augenblicken allerdings Blaudine, Murkolfs bessere Hälfte, zu Gemüte geführt, aber die saß zur Zeit mitten in dem Kiefernwäldchen auf dem Gelege und bedauerte unendlich, daß sie nicht konnte, wie sie mochte. Und Murkolf, der Grobian und Nimmersatt, dachte nicht daran, sein Menü durch eine freiwillige Abgabe zu schmälern.

Der Müller stand in Ausübung seines Kükenwächteramtes wieder in der Tür der Mühle. Er zählte nun schon wohl ein dutzendmal die Häupter seiner Lieben, aber es wurden nicht statt sechse — sieben, sondern es blieben statt sechse nur fünf. Und als er gerade wieder zählte und der unruhigen Henne etwas Weizen hinwarf, stand jemand in Nachthaube und rotkarriertem Unterrock neben ihm und zählte: „1, 2, 3, 4, 5, — wo ist das 6. Küken?".

„Et was noch do, as ik in de Mühle gong, nu is' et wäg!"

„Ich habe dich doch gesagt, du solltest mich aufpassen!"

„Jo, jo, ik mot auk up de Mühle passen!"

„So, so, wenn ich dich sage, du solltest dir mehr um die Mühle kümmern, dann heißt es man immer, die liese von selbens. Wenn ich dich aber sage, du solltest mal auf de Kükens passen, dann heißt es: Ich muß mir auch um die Mühle kümmern! Als du mir heiraten wolltest, da sagte meine Mutter selig: „Nimm dich doch son faulen Müller nich!", aber ich wollte es besser wissen, und nun habe ich die Strafe vor meine Gutmütigkeit."

Dem Müller schwoll die Zornesader auf der Stirn; denn er hatte nach seiner Ueberzeugung getan, was er konnte, und es wäre wohl zu einem luftreinigenden Gewitter gekommen, wenn der Himmel nicht für einen Blitzableiter gesorgt hätte. Der schwarze Kater kam nämlich über den Hof und trug als Beute einen eben erbeuteten Spatzen zur Küche, um ihn, wie immer, der Müllerin zu präsentieren, ehe er ihn unterm Herd verzehrte. Da zeigte der Müller auf den Räuber und sagte: „Kik, do is de Külendeif. Wenn hei Lülinge frätt, spigget hei ok nich op de Kükens!". Damit ging er in die Mühle.

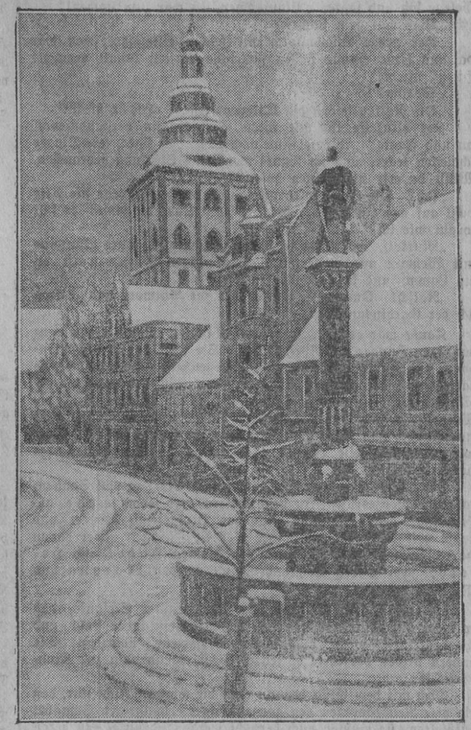
Der zu Tode erschrockene Kater erhielt aber diesmal nicht, wie sonst, von seiner Herrin, ein Schälchen Milch für den stolz „apportierten" Spatzen, sondern wurde bei verschlossenen Fenstern und Türen in der Küche derartig mit dem Besen verwaltt, daß er nach Ermüdung der Müllerin schneller wie der Wind über den Hof in die Scheune stob und sich lange nicht ans Tageslicht traute. Er verzehrte in Zukunft seine Vögel im Verborgenen.

Murkolf aber lachte und quietschte vor Vergnügen mit „Aetsch" und „Rätsch", und als es Mittag wurde, hatte die Henne nur noch drei Rheinländer. Einen hatte sich in einer Anwandlung von Neid und Hunger Blaudine noch geholt, und nun saß es sich wieder besser auf den Eiern. Mit dem vierletzten hatte sich Murkolf vorher gestärkt.

Am Nachmittage kam dann auf dringendes Ersuchen der „Schültschen" der Wiesenwärter mit seinen beiden Terriern. Er warf den halben Schweinestall über den Haufen, und die Terrier fingen dabei 17 Ratten. Siegesgewiß schritt die erzürnte Müllerin an der „Strecke" vorbei, wobei sie jedoch vorsichtshalber ihre Röcke so eng wie möglich zusammenzog, weil sie selbst den verendeten Ratten noch ein Attentat auf ihre Waden zutraute. Nun waren nach ihrer Meinung wenigstens die drei überlebenden Rheinländer gerettet; denn die Ratten waren erledigt, und dem Kater war nach ihrer Meinung auch der Appetit auf Küken für immer vergangen.

Unterdessen saß der nichtsnutzige Murkolf in den Birken und amüsierte sich auf seine Art. Er ahmte das Knarren der Wetterfahne nach und das Kreischen der Windmühlenflügel, wenn er damit nicht die Stimme der „Schültschen" meinte. Den Ruf des Bussard gab er so täuschend wieder, daß der Müller sogar in die Luft äugte, wo er den Bussard suchte, dem er auch Absichten auf die Küken zutraute.

Eine hübsche Schneeaufnahme



Photographisches Atelier Miesler.

des Bernhard-Brunnens in Lippstadt und der Jakobikirche nach einer Aufnahme des Herrn Photographen Miesler wird den Lesern der „Heimatblätter" gewiß Freude bereiten. Der Bernhard-Brunnen wurde am 29. August 1920 unter Beteiligung von mindestens 5000 Menschen durch den Herausgeber der „Heimatblätter" enthüllt. Er erinnert an den Gründer der Stadt Lippstadt, Bernhard II. zur Lippe, einen der bedeutendsten Westfalen des Mittelalters, der 1140 auf Burg Lipperode geboren, 1168 Lippstadt gründete und nach vielen schweren Kämpfen in das von ihm gegründete Kloster Marienfeld b. Gütersloh eintrat. Von seinem eigenen Sohne, dem Bischof Otto von Utrecht zum Bischof geweiht, starb er hochbetagt 1224 zu Selburg in Livland, das er mit anderen westfälischen Rittern dem Christentum und Deutschtum erschlossen hatte. Seine Gebeine ruhen in der Klosterkirche zu Dünaburg. — Der Bernhard-Brunnen ist zugleich ein Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Lippstädter, an die eine Inschrift auf dem Brunnenrand erinnert.

Der Denkmal-Brunnen, ein charakteristisches Wahrzeichen der alten Lippestadt, ist die Schöpfung eines Sohnes der Stadt Lippstadt, des Herrn Bildhauers Albert Pehle.

✠✠✠

senkte Murkolf die zornig gesträubte schwarz-weiß-blaue Holle wieder.

Darauf strich er der Kiefer zu, in der Blaudine auf dem Gelege saß und sagte: „Blaudinchen, es war zum Lachen!“

„Was war zum Lachen?“

„Der große Wiesenstorch mit seinen Stiefelholz'schen war da, und seine Hunde haben sämtliche Ratten kaputt gemacht! Hi, hi, hi, hi!“

„Warum?“

„Die Ratten haben die Küken gefressen! Hi, hi, hi, hi!“

Sie blinzelte ihn mit ihren Perläugelein verständnisvoll an und fragte: „Wieviel sind noch da? Ich finde, die Dinger schmecken lecker, und ich könnte wohl eine Stärkung gebrauchen. Willst du mir nicht eines holen?“

„Ich? Die Sache wird allmählich brenzelig; denn die Alte paßt auf wie ein Luchs. Hol dir selbst eins, du kannst es just so gut wie ich!“

„Murkolf, wo ist deine Liebe geblieben?“, sagte Blaudine mit Wehmut und Bitterkeit. „Vor einigen Wochen warst du ein Lamm, und jetzt bist du ein Esel!“

„Ratsch! Quatsch!“, gab er ihr zur Antwort und entzog sich der Gardinenpredigt.

Kaum war er fort, so bekam Blaudine wieder einen ganz bannigen Hunger auf Rheinländer. Sie setzte sich in den Birnbaum und paßte auf eine gute Gelegenheit. Doch die Henne hatte den Todfeind ihrer Küchlein sofort spitz und lockte die gefährdete Brut unter ihre Flügel. Auch der Müller hatte die Warnrufe gehört und kam herbei. Da schimpfte Blaudine ganz mordsmäßig und bezog ohne Stärkung ihr Gelege wieder. Murkolf drückte ihr sein Beileid aus, indem er das Locken der Henne nachäffte. —

Der nächste Tag war wie der vorige: Ein Tag voll Sonnengold und Lenzesluft. In den Kiefern war jedoch **mehr** als Frühling; denn Blaudine hatte das Brutgeschäft beendet und äugte voll Mutterstolz auf ihre vier Sprößlinge. Zwei davon waren Söhnchen und bekamen den Namen **Hatzel** und **Herold**, zwei waren Töchterchen und wurden **Marqua** und **Marga** genannt.

So erfreut war Murkolf über das freudige Ereignis, daß er sogar für Blaudine den drittletzten Rheinländer stahl und ihr denselben, wenn auch schweren Herzens, überließ. Die andern beiden verzehrte er jedoch höchst eigenhändig zur Kindtaufsfeier.

Doch mit dem Glück begann auch die Sorge. Nicht nur, daß die vier Neugeborenen den ganzen Tag die hungrigen Schnäbel aufhielten, sie mußten auch bewacht werden; denn ein in deren Nähe horstendes Elsternpaar hätte liebendgern zur Abwechslung auch einmal Junghäher verspeist. So bewachte denn Murkolf meistens den heimischen Herd, während Blaudine das übrige besorgte.

In dieser Zeit war nichts vor den lüsternen, scharfen Augen der Häher sicher. Käfer und Spinnen, Schnecken und Würmer, Eidechsen und Mäuse wanderten in die ewig hungrigen Schnäbel. Frau Meise mußte vier ihrer niedlichen, kaum flüggen Jungen beisteuern. Frau Nachtigall ihr Gelege, das brütende Goldhähnchen verschwand mitsamt seinen Eiern, desgleichen eine Heidelerche. Von einem Rebhuhngelege von 18 Eiern blieben nur fünf, von den fünf Jungen nur drei, zwei eben geworfene Junghäschen bildeten eine willkommene Abwechslung zu den kurz vorher geschleckerten Fasaneneiern.

Endlich war die Brut flügge und unternahm unter Führung der Alten die ersten Streifen durchs Gelände. Schon am zweiten Tage fiel Marqua dabei einem Hermelin zum Opfer, als die Häherfamilie eben durch die Heide strolchte. Einige Tage später wurde Herold noch am Abend von einem Sperber erwischt, als ersterer eben eine Eidechse am Schwanz hatte.

Am nächsten Morgen saßen die vier Häher in den krausen Kiefern und hielten Familienrat.

„Kinder“, sagte sagte Murkolf mit feierlichem Ernst, „wir müssen uns trennen! Der Sperber ist mir auf die Nerven gefallen; er kommt todsicher wieder. Ich habe nicht die mindeste Lust, mich hier abmurksen zu lassen, dazu ist das Leben doch zu schön. Ich habe für meine Familie getan, was ich konnte und habe mir manches versagt, was ich mir sonst hätte leisten können.“

„Hi, hi, hi, hi!“ lachte da Blaudine, „wie war das noch mit den Rheinländern?“

„Quatsch!“, schnauzte er sie an, „ich hätte sie alle haben können, habe ich dir nichts übrig gelassen?“

„Allzuviel war's nicht“, grollte Blaudine, und äffte das Locken der Henne nach.

„Aetsch, rätsch!“, schalt da Murkolf, „eine Mutter soll Opfer bringen, wie will sie sonst ihre Liebe beweisen?“

„Hi, hi, hi, hi!“, lachte zynisch seine blauschimmernde bessere Hälfte. „Es ist nur sonderbar, daß **deine** Liebe mit jedem Ei, das ich legte, nachließ. Vorher warst du den ganzen Tag hinter mir und schwameltest das tollste Zeug. Weißt du deinen Lieblingsvers nicht mehr? Ich will ihn dir noch einmal unter den Schnabel reiben, da ich annehmen muß, daß du ihn vergessen hast:

„Mein Schatz hat Federn himmelblau
Und einen Mantel weinrotgrau,
Ein Kehlchen wie ein Vorhemd weiß,
Und weiße Federn auch im Steiß.
Wie schwarzer Sammet ist ihr Schwanz,
Wie Perlen ihrer Aeuglein Glanz.
Ihr Strümpfchen prangen wie rosa Fleisch,
Wie Musik klingt mir das Gekreisch.
Und seit sie mir das Schnäblein bot,
Quält grausam mich der Minne Not!
Blaudinchen, o erhöre mich!
Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

„Quatsch, quatsch!“, schrie da Murkolf ärgerlich auf. „Du bist ja eine hochpädagogisch veranlagte Mutter, daß du die intimsten Ausdrücke meiner Liebe vor den Kindern zum Besten gibst. Wegen dieser Taktlosigkeit muß ich dich bis zum nächsten Frühjahr schneiden, dann wirst du schon denken: hätte ich meinen guten Murkolf wieder!“ Dann machte er noch einmal „Rätsch!“ und verschwand.

Doch Blaudine lachte: „Hi, hi, hi, hi!, ist's im nächsten Jahre kein Murkolf, so ist's eben ein anderer **Herrenvogel**, viel wert sind sie alle nicht!“ Darauf äugte sie noch einmal ihre beiden Sprößlinge an, zwang eine weiche Regung nieder und sagte: „Margo und Hatzel, ich vermache euch alles, was ich habe: meine Schönheit, meine Schlauheit, die Stimme des Bussard und des Staren, das Knarren der Wetterfahne und das Kreischen der „Schültschen“, das Flöten der Drossel und das Bellen des Spitzes, meinen Horst, die Kiefern und die ganze Heide. Seid schlau und gerissen, und wenn euch jemand etwas vorschwamelt wie Murkolf, euer Alter, es mir getan hat, so glaubet es nicht. Das Neellste im Leben ist Vogelbraten mit Schlagsahne aus Kiebitzeiern oder sonst etwas Gutes. Alles andere ist Quatsch!“ Damit strich auch sie schwerfälligen Fluges ab, immer an der Hecke entlang, um im nächsten Kiefernbusche zu verschwinden.

Der schwarze Kater, der schon einmal zur Ablenkung von den Rheinländern beigetragen hatte, diente nun auch zur Ablenkung des Trennungsschmerzes. Kaum sahen ihn die beiden Junghäher durch die Heide strolchen, so folgten sie ihn von Kiefer zu Kiefer, von Birke zu Birke und schrien sich mit „Käh“ und „Kräh“ so in die Wut, daß sie endlich nicht mehr konnten und nur noch des Katers Tun beobachteten. Eben duckte er sich zum Sprunge, um einen Kiebitz zu erhaschen, da zerriß ein Donner die Stille der Heide. Der Kater machte noch einen Sprung, dann war es aus mit seinem Räuberleben. Hinter einem Wacholderbusch sprang der Förster hervor, steckte den schwarzen Kater in den Rucksack und ging damit zur Mühle.

Der Müller hatte den Schuß gehört und fragte nach der Beute. Doch der Förster tat ihm den Gefallen nicht und sagte, er müsse die Karnickel kurz halten, die Bauern beschwerten sich über die Schädlinge.

Die „Schültsche“ aber ging um das Haus und in die Scheune und rief: „Mies, Mies! Mies, Mies!“ Doch der schwarze Kater vernahm es nicht mehr, sonst wäre er wohl aus dem Rucksack gesprungen, und der Förster ging mit einem freundlichen „Gutgehen!“ von dannen. Als er außer Sicht war, beförderte er den Raubgesellen aus dem Rucksack in einen Karnickelbau und trat die Einfahrt zu. Fürwahr, ein ehrenvolles Begräbnis für einen Kater, der sich so manches Karnickel einverleibt hatte.

Margo und Hatzel versuchten ehrlich, sich nach Art ihrer Eltern durchs Leben zu schlagen. Eine Kükennachzucht hatten sie schon bedenklich gezehntet, als der Müller den frechen Hatzel auf frischer Tat ertappte. So erschrocken war der Ueberraschte, daß er sein Opfer fallen ließ und zeternd das Weite suchte.

Eine Stunde später sah er zu seinem Erstaunen das Küken auf einem Steinhaufen hinter der Mühle liegen. Schon wollte er es holen, aber Margo kam ihm zuvor und saß, ehe sie's gedacht, mit den Ständern im Rattenschlag. Sie zeterte und schrie vor Qual und Angst, doch der Müller faßte sie mitsamt dem Eisen und brachte beide mit dem Stolz eines Siegers der Windmüllerin in die Küche. „Do häst de den Kükendeif!“, sagte er und erntete dafür ein sonniges Lächeln. Doch schnell verfinsterten sich die Züge der Hausfrau wieder. Mit funkelnden Augen beugte sie sich über die in Todesnot zappelnde und zerrende Margo und schrie: „So, du bist das As, das mich die Rheinländer gefressen hat, die schönen Kükens?“ Siehst aus, wie eine von den Zirkusdamen, die das Mannesvolk begoßen, aber es ist ja immer so: je schöner und bunter, je schlechter!“ Damit griff sie zum Besen, ihrer Universalwaffe, um Margo totzuschlagen. Doch dieser Tod schien ihr zu gelinde, und sie lockte das schwarzweiße Meuerken, das sich vor der Küche auf einem Brett sonnte, als Henker herbei.

Als Margo die funkelnden Augen der Katze sah, schrie sie noch einmal in Todesangst „Käh! Kräh!“, dann faßte die Katze zu, und Margo war nicht mehr.

Nach einiger Zeit kam der Müller abermals zur Küche, wo er ein zweites sonniges Lächeln zu erhalten hoffte. Doch die Wetterfahne hatte sich schon wieder gedreht. Es knarrte bedenklich, als die „Schültsche“ rief: „Hättest du Dämel gleich den Rattenschlag gelegt, so hätte mich das Viehzeug die Kükens nich aufgefressen! Nun kannst du dich für diesen Winter die frühen Eier denken.“

Der Müller ging, geknickt über die Undankbarkeit der Weiber, hinaus, derweil das Meuerken unterm Herd dankbar Margos Knochen knickte. Hatzel aber verließ die Stätte des Grauens und dachte in Erinnerung an seine Schwester: „In der Fixigkeit war sie mir über, aber in der Richtigkeit war ich ihr über!“, und die Glucke behielt ihre noch lebenden Küken.

Im nächsten Frühjahr erinnerte sich Hatzel des Vermächtnisses seiner Mutter und wollte mit einem jungen Weibchen den vererbten Horst beziehen. Doch davon wollte Murkolf, der auch zurückgekehrt war, nichts wissen.

„Aetsch! Besetzt!“, schrie er und trieb den Enttäuschten aus den Kiefern. Dann holte er sein neuvermähltes Weibchen — Blaudine I hatte der Habicht geschlagen — und sagte ihr:

„Mein Schatz hat Federn himmelblau
Und einen Mantel weinrotgrau,
Ein Kehlchen, wie ein Vorhemd weiß,
Und weiße Federn auch im Steiß.
Blaudinchen, o erhöre mich!
Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

Das andere hatte er vergessen.

Doch ehe das Nest bezogen werden konnte, steckte Blaudine II eines Tages im Rattenschlag, weil sie versucht hatte, auch mit den neuen Rheinländern anzubändeln. Murkolf verließ den heißgewordenen Boden und tröstete sich anderweitig.

Es regnete, aber die Wetterfahne der „Schültschen“ stand auf „Gut Wetter“. Doch heute machte trotz seines „Weidmannsheils“ der Müller ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, weil kein Wind war.

Es ist wirklich nicht leicht für unsern Herrgott, das Wetter allen recht zu machen.



Nach einer Zeichnung von Bernh. Bröter-Münster.

Die beste Politik.

Von Annette v. Droste-Hülshoff.

1844

Von allem, was zu Leid und Frommen
Bisher das Leben mir gebracht,
Ist manches unverhofft gekommen,
Und manches hatt' ich überdacht;
Doch seltsam, wo ich schlau und fein
Mich abgesorgt zu grauen Haaren,
Da bin ich meistens abgefahren,
Und Unverhofftes schlug mir ein.

Den Frauen will man auch gefallen
— Zumal sieht man nicht übel aus —
In die Salons sah man mich wallen,
Verschmitzt hinein, verdutzt hinaus;
Und nur die täglich recht und schlicht
Mich wandeln sah im eignen Hause,
Die trug in meine kleine Klause
Des Lebens süßestes Gedicht.

Auch Ruhm ist ein gar scharfer Köder,
Ich habe manchen Tag verschwitzt,
Verschnitzelt hab' ich manche Feder,
Und bin doch schmählich abgeblitzt;
Und nur als ich, entmutigt ganz,
Gedanken flattern ließ gleich Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

So hab' aus allem ich gezogen
Das treue Fazit mir zuletzt:
Daß dem das Glück zumeist gewogen,
Der es am mindesten gehetzt;
Und daß, wo Wirken ein Geschick
Nach eigner Willkür kann bereiten,
Nur Offenheit zu allen Zeiten
Die allerbeste Politik.